

Hans-Hennig von Grünberg

Schlusswort und zusammenfassende Bemerkungen

Der Präsident der Alexander von Humboldt Stiftung, Prof. Helmut Schwarz, hat jüngst auf einem Podium vor vielen Zuhörern gesagt, dass seine Forschung noch nie nützlich gewesen sei. Das hat er unverkennbar mit einem stolzen Unterton gesagt. Worauf er stolz war? Dass „Nutzen“ für ihn keine Kategorie ist und dass er stets nur nach der reinen Erkenntnis gestrebt hat. Und das – so klang es mit an – macht eben den guten Wissenschaftler aus: **Der Gelehrte** erstrebt vollständiges Wissen auf seinem Gebiet, ihm ist aber vorderhand die Nützlichkeit seines Wissens völlig egal. Er will nur verstehen. Das Wesen der Wissenschaft ist in dieser Sichtweise die geistige Durchdringung der Welt um der Erkenntnis willen. Bevor es anwendungsorientierte Hochschulen gab, war man noch radikaler und hat in der Wissenschaft stolz verkündet, dass Wissen nur Wissen sei, wenn es zweckfrei ist. Alles andere könne man nicht als ein durch die Wissenschaft erforschbares Wissen betrachten.

Ich führe das nur so sorgfältig aus, weil ich zeigen möchte, dass Nutzen und Wissenschaft zwei Begriffe sind, die einander nicht immer mögen. Wenn man von „angewandten Wissenschaften“ spricht, so ist das für die Ultra-Orthodoxen in dem eben aufgeführten Sinne im Grunde schon ein Widerspruch in sich, eben weil das Wort „Angewandte“ eine Orientierung auf den Nutzen hin verrät, um die die allein der Wahrheit verpflichtete Wissenschaft nie wirklich bemüht sein darf.

Nun zur anderen Seite eben jener Transferpartnerschaft, um die es heute hier ging: zur Wirtschaft und Menschen, die mit Ideen und Produkten letzten Endes Geld verdienen wollen. Und wenn es um das Geldverdienen geht, dann hat das wenig mit Erkenntnis und sehr viel mit Nutzen zu tun und zwar einen ziemlich konkreten. Was ich tue, was meine Mitarbeiter tun, das muss mir und meinem Unternehmen nützen, sonst werde ich es nicht machen können.

Sie sehen, dass– wenn man die Dinge in ihrem Wesenskern betrachtet – die Sphäre von Wirtschaft und die von Wissenschaft gar nicht einmal so gut zueinander passen wollen und dass das „Nutzen“ eben jenes Wort ist, was beide Sphären trennt. Reine Wissenschaft will nicht nützlich sein. Und Wirtschaft kann nur gebrauchen, was wirklich nützlich ist.

Nun ist heutzutage Gott sei Dank die Zahl derer gering, die als Wissenschaft nur gelten lassen, was mit der Betrachtung von zweckfreiem Wissen zu tun hat. Es gibt technische Universitäten, es gibt die Fraunhofer Gesellschaft, es gibt die Helmholtz Gesellschaft und auch an den meisten Universitäten gibt es viele Wissenschaftler, die stolz darauf sind, dass ihre Wissenschaft nützlich ist. Es gibt aber vor allem einen Hochschultyp, der sich explizit der Pflege des Anwendungsbezuges von Wissenschaft gewidmet hat: die „Hochschulen für angewandte Wissenschaften“. Sie erspüren den Nutzen von Wissenschaft, fragen nach dem Anwendungspotenzial und prüfen, ob die regionale Wirtschaft daraus einen Nutzen ziehen kann. Sie tun das um junge Menschen akademisch auf einen Beruf vorzubereiten, indem sie sie an der Anwendung von Wissenschaft teilhaben lassen. Das, was dabei herumspringt, ist die Innovation.

Innovation entsteht aber nicht am grünen Tisch. Innovationen sind nie Einzelleistungen. Innovationen finden in großen Gruppen und irgendwo auf der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Wirtschaft statt. Und deswegen braucht eine lebendige, funktionierende Innovationskultur in Deutschland zwei wesentliche Voraussetzung: eine sich für die Wissenschaft und insbesondere für die Hochschulen interessierende, meist regional geprägte Wirtschaft und eine sich überhaupt für das Innovationsgeschehen interessierende Wissenschaft. Beide müssen zueinander finden, müssen – wie das bei allen Kulturen so notwendig ist – sich miteinander verweben und ineinander verwachsen, so dass die eine Seite von der anderen nicht nur weiß, sondern ihre Ansprüche, Erwartungen, Bedarfe und ihr Leistungsvermögen wirklich im Detail kennt.

Solch eine Verzahnung von Wirtschaft und Wissenschaft findet deswegen am effektivsten vor Ort statt. Und da der deutsche Mittelstand eben auch auf dem Lande sitzt, braucht es die Hochschule vor Ort, die sich zu einer anwendungsbezogenen Forschungs- und Entwicklungsarbeit bekennt. Dieses regionale Verschmelzen und gegenseitige Befruchten von Hochschule und Mittelstand und die dabei entstehende Innovationskultur, also das Funktionieren dieser Allianz von Wirtschaft und anwendungsorientierter Wissenschaft vor Ort. Das war das Thema der heutigen Tagung. Was haben wir gelernt?

Das Keynote-Referat von Matthias Graf Kielmansegg über die Hochschulen als Innovationspol und Kompetenzschmiede in der Hightech-Strategie gab uns einen Einblick in die hohe Politik, das BMBF und die Perspektive eines unserer wichtigsten Förderer.

Dr. Volker Meyer-Guckel berichtete aus einer noch unveröffentlichten Studie des Stifterverbands über die Potentiale der Zusammenarbeit von Universitäten und Hochschulen für angewandte Wissenschaften. Der Stifterverband, der mit großer Umsicht genau auf die Schnittstelle zwischen Wirtschaft und Wissenschaft blickt und mit uns von der Angst bewegt ist, dass die Hochschullandschaft sich nicht WIRKLICH funktional differenziert, sondern alle Mann in dieselbe Richtung laufen.

Mit Thomas Sattelberger kam eine starke Stimme für den Mittelstand im demografischen, digitalen und Generationenumbruch zu Wort, der schon im Arbeitskreis Wirtschaft/Wissenschaft zwischen BDA/BDI und HRK prägend gewirkt hat, der unsere Hochschulallianz stark fördert und der nie müde wird, die Bedarfe der Wirtschaft in Richtung der Hochschulen mit sehr klaren Worten zu artikulieren.

Dann haben wir Prof. Dr. Andreas Pinkwart über die Herausforderungen für den Wissens- und Technologietransfer im Wissenschaftszeitalter gehört. Ein Mann, der auf das Thema Innovation an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Wirtschaft aus zwei Blickrichtungen geschaut hat: als Wissenschaftsminister und als Hochschullehrer bzw. heute Rektor einer Hochschule.

In die Postersession mit den Best-Practice-Transferbeispielen angewandter Forschung unserer Hochschulallianz-Mitglieder hat uns die Rektorin unserer Mitgliedshochschule Magdeburg-Stendal, Frau Prof. Anne Lequy, eingeführt.

Die Philosophie der AiF und die Frage: Wem nützt das Transfergeschehen zwischen Hochschule und Wirtschaft, wurde von Dr. Thomas Kathöfer erläutert.

Die Hochschule als Innovationstreiber in der Region hat uns Thomas Wolff, geschäftsführender Gesellschafter der Wolfcraft GmbH, aus der Perspektive eines mittelständischen Unternehmers am Beispiel seines Unternehmens nähergebracht.

Den Mehrwert für die Region aus dem Zusammenspiel von Hochschule und regionaler Wirtschaft hat Prof Dr. Michael Braun am Beispiel der Metropolregion Nürnberg eindrucksvoll mit Zahlen, Daten und Fakten in seinem Referat nachgewiesen.

Und in der abschließenden Posiumsdiskussion unter der Diskussionsleitung von Prof. Dr. Hartmut Ihne wurden noch einmal von Dr. Volker Meyer-Guckel, Dr. Thomas Kathöfer, Prof. Dr. Peter Ritzenhoff und Thomas Wolff alle Argumente und Standpunkte ausgetauscht.

Aber jenseits all dieser Aspekte und Ansichten will ich auf dem Hintergrund meiner anfänglichen Bemerkungen zu den Wesensunterschieden von Wissenschaft und Wirtschaft in Hinsicht auf den Nutzen noch einmal einen kleinen Schritt zurücktreten und zum Schluß eine gröber gefasste Zusammenfassung formulieren.

Wissen aus der Wissenschaft in die Wirtschaft zu transferieren, ist deswegen so ungeheuer schwierig, weil diese beiden Seiten von ihrem Wesen her ein grundsätzlich unterschiedliches Verhältnis zum Begriff Nutzen haben.

DESWEGEN: Wissenschaftler an der Hochschule wie Unternehmer haben zu lernen.

1. Soll Transfer gelingen, so muss der Wissenschaftler an der Hochschule lernen und zu akzeptieren, dass der Unternehmer vor Ort nur gebrauchen kann, was ihm und seinem Unternehmen wirklich nützt, und dass man diesen Nutzen nicht aus reiner Menschenlieb generieren oder simulieren kann. Hat die eigene Wissenschaft kein Anwendungspotenzial, so gibt es nichts zu transferieren. Dann bleibt es nur, mit wissenschaftlichen Methoden Fragen der Wirtschaft zu beantworten und sich so nützlich zu machen.
2. Und der Unternehmer vor Ort andererseits muss verstehen, dass Wissenschaft nicht irgendwelcher Eitelkeiten wegen selbstreferenziell ist, sondern weil ihre Entkopplung vom Nutzen einer ihrer Wesenszüge ist. Von dieser Seite gesehen, verlangt der Transfer, dass man sich beharrlich und ausdauernd fragend an die Wissenschaft wendet und sie auch nicht so schnell vom Haken lässt, wenn mal keine prompte Antwort kommt.

Der beharrlich fragende Unternehmer und der seine Wissenschaft auf den Anwendungsbezug hin abklopfende Wissenschaftler: nur, wenn jeder seinen Part spielt, kann ein so schwieriges Manöver wie der Transfer überhaupt gelingen. Die Hochschulallianz, der Stifterverband und die AiF hoffen mit dieser Konferenz Ihnen zumindest mit dieser Erkenntnis genützt zu haben.

Herzlichen Dank für Ihr Kommen und eine gute Heimfahrt!